Traume hervorgerufen. Manche von diesen Traumformen sind in der Regel bei Menschen gewöhnlich für die Entwicklung der Gedanken von großer Bedeutung gewesen. Das Erscheinen von fernen Menschen und Tieren im Traume, besonders die Erscheinung von Toten, ferner die Wanderungen, die man selbst im Traum noch fernen Gegenden unternimmt, das alles sind Momente, die heute noch den Naturvölkern in seiner Vorstellung von der Unsterblichkeit der Seele vom Körper bestärken müssen. Wenn er sieht, wie ihm nachts im Schlafe ein Toter erscheint, von dem er weiß, daß er weit in der Ferne unter seinem Grashügel ruht, so muß in ihm dadurch der Gedanke einer fleischlosen und vom Körper trennbaren Seele befördert, wenn nicht direkt hervorgerufen werden. So sind die Träume von großer psychologischer Bedeutung im Wirklichen geworden, so sehr, daß selbst unser wissenschaftliches Denken von heute noch unter ihrem Abdruck zu leiden hat.

Was geht nun vor im Gehirn, wenn der Mensch träumt? Die Antwort ist nach allen unseren früheren Betrachtungen gegeben. Die Träume entstehen durch Einwirkung von Reizen auf bestimmte Gebiete der Großhirnrinde. Während die ganze Großhirnrinde schläft, werden die Ganglienzellen in einzelnen Partien durch die Reize erweckt, so wie ja der Mensch durch genügend starke Reize auch vollständig aus dem Schlaf erweckt werden kann. Da aber der Erregbarkeitsgrad in den Zellen der nicht vom Reiz erweckten Rindenpartien während des Schlafes ein niedrigerer ist, als während des wachen Zustandes, so werden die Assoziationen in diesem Zustande sich nicht in dem normalen, geordneten Geleise abspielen können, wie während des Tages, sondern es werden Assoziationen gestaltet kommen, die während des wachen Zustandes der Ganglienzellen durch die Kontrolle unserer Kritik vollständig ausgeschlossen sind. Die Dimensionen werden vergrößert werden. Das sind die Bedingungen, welche die Träume in der großen Mehrzahl so außerordentlich bizarr und phantastisch gestalten, unter denen wir die Maßstäbe des normalen Lebens im Traume so vollständig vermeißtigen.

Damit ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß auch geordnete Träume, geordnete Gedankengänge vorkommen. Das hängt durchaus davon ab, welche Gebiete des Gehirns durch die Reize erweckt werden und wie stark die Erregung ihrer Ganglienzellen ist. Es wird vielfach angegeben, daß sogar beträchtliche Denkleistungen im Traume vollzogen werden. Manche Dichter dichten im Traume, manche Mathematiker vermögen Probleme im Traume zu lösen, auf deren Lösung sie im wachen Zustande nicht gekommen sind. Der Geist arbeitet weiter, namentlich wenn die Assoziationen auf ein bestimmtes Gebiet beschränkt bleiben. Die Erregung wird hier so stark, daß die betreffenden Assoziationsbahnen, obwohl andere Gebiete schlafen, allein weiter tätig sind. Jedenfalls das sind doch Ausnahmeerscheinungen.

In allen Fällen aber sind die Träume echte Bewußtseinsvorgänge, und deshalb müssen wir sie genau so auffassen, wie alle Bewußtseinsvorgänge. Ein wahrhaftes Moment, das oberflächlicher Ansicht in ihnen suchen, fehlt ihnen vollständig. Nach für den Traum können nur dieselben Prinzipien der Analyse in Betracht kommen, wie für die Bewußtseinsvorgänge des wachen Lebens, denn der Traum ist nur ein partieller Wachzustand des Gehirns.

20]

Karl Asenkofer

Geschichte einer Jugend von Karl Borromäus Heinrich

8.

Wir hatten dank der Güte Ellas vereinbaren können, daß ich nach Ablauf der ersten acht Tage nach X. fahren dürfe, um meine Miriam wiederzusehen und mit ihr, in Begleitung der Schwester, durch die dortigen Wälder zu streifen. Frau Steinhart wußte natürlich nichts davon. Aus Vorsicht sollte ich schon eine Station früher aussteigen; dann wollten wir uns entgegengehen.

So geschah es. Ich hatte meine Uhr, das Geschenk von der Firmung her, verpfänden müssen, um das Fahrgeld zu bezahlen. Miriam erfuhr dergleichen niemals.

Ella kam sich als Bote mitgenommen, in das sie sich gleich nach der Begrüßung verliebte. Wir stiegen mit ins Walde nieder, sie lief eine kleine Strecke von uns entfernt.

Wieder begann Miriam vom Tanzen zu reden. Sie entschuldigte sich damit, daß ihre Schwester Ella dies so verlangt habe; und falls ich, Heinrich, nicht gekommen wäre, auch Ella gegen mich Partei nehmen. Mit Mühe, Tränen von ihr erzwungen, konnte Miriam meine Zustimmung zu erschmeicheln. Aber meine Gleichmut war bei weitem ab. Innerlich fühlte ich wieder jene Feindseligkeit gegen sie, die ich nicht zu deuten verstand. Ich war bald unter. Du mißtrauen sie nicht hoffen, wenn du sie liebst. Du hast vor. Wenn sie wirklich einmal tanzt, nicht da sie verlassen und sie [illegible] können. — Ich war alle entschlossen, in meinem Unterwunsch nicht nachgegeben. Miriam aber verschwand mit mir, [illegible], unter denen mehr verschwiegen [illegible]. Ich drängte sie deshalb hart [illegible]. „Ich bitte sie wird [illegible] nicht [illegible]; [illegible]. Nicht so hoch, nicht so hoch!"

Sie verband mich heftig nicht. „Du hast heute Angst, liebster Tag," meinte sie traurig. Und um sie vom Gegenteil zu überzeugen, mußte ich sie recht herzlich umarmen. Sie lächelte glücklich. Ich aber dachte dabei, daß nun bald ein anderer dieses Mädchen um die Hüfte nehmen falle, viele andere — dieses Mädchen, das ich anbetete. „Miriam," wiederholte ich dann, „du darfst nicht tanzen."

Es war ein traurigster Tag.

Zwei Tage später sagte mir Miriam an, daß Ella infolge meines Wiedervorkommens gegen das Tanzen erklärt habe, sich von jetzt ab aller Begleitungen unseres Verkehrs enthalten zu wollen. Sie schrieb mir, daß jeder ihrer Schritte überwacht werde, aber sie gab mir zugleich einen verstecken Platz im Walde an, wo sie jeden Tag vorbeigehen wolle, um mich vielleicht zu sehen.

Mich überraschte nichts mehr, ich sah in voraus, daß nun alles einem schnellen Ende zugehen werde. Am meisten bedauerte ich, ihr nicht einmal schreiben zu können; denn sie durfte, wie sie schrieb, keine Briefe mehr von mir empfangen.

Ich hatte nicht Geld genug, um noch einmal zu ihr zu fahren. Also entschloß ich mich, den acht- bis neunstündigen Weg zu Fuß zu machen. Jede zweite Nacht brach ich nun gegen zehn Uhr auf, ging die ganze Nacht hindurch und kam morgens gegen sieben Uhr an dem bezeichneten Platze an. Dann legte ich mich auf den Boden und erwartete Miriam. Wenn sie kam, fand sie mich gewöhnlich schlafend. Natürlich gab ich stets vor, mit dem ersten Zuge gekommen zu sein und suchte meine Müdigkeit zu verbergen. Uebrigens blieb sie höchstens eine halbe Stunde, oft nur einige Minuten, und manchmal erschien sie gar nicht. Sie war damals blaß, scheu, ängstlich und aufgeregt; zuweilen weinte sie, solange sie bei mir war; zuweilen küßte sie mich mit einer allzu stürmischen, überreizten Heftigkeit. Offenbar war sie krank geworden durch die einige Unruhe ihres Daseins. — Was mich betraf, so brach ich gegen Mittag wieder auf und marschierte nach Hause, wo mich zum Ende eines achtzehnstündigen Weges Wasser und Brot erwartete. Die grünen Aepfel, die etwa von den Bäumen der Landstraße fielen, waren mir ein Leckerbissen. Ich mogerte entsetzlich ab. Um so unbegreiflicher wurde mein Wille; meine Augen wurden glühend, und alle, ausgenommen meine jüngste Schwester, wichen mir aus. In der Tat sprach ich nur noch mit ihr, und ich war ihr unsäglich dankbar, daß sie mich nicht fürchtete.

Meine Mutter sah diesem Treiben mit einer stummen Bewunderung zu. Vielleicht ahnte sie, daß nun die Lösung nicht mehr fern sein könne; jedenfalls machte sie mir keine Vorwürfe mehr, sie sagte überhaupt nichts. Schließlich bot sie mir zwanzig Pfennig für den Tag an, solange die Ferien dauere. So konnte ich mir wenigstens auf diesen harten Märschen zu Miriam und von ihr noch München zurück ein Glas Milch kaufen.

Einmal bat mich Miriam, ihr etwas Nußschokolade aus der Stadt mitzubringen. Die aß sie sehr gern, und der Krämer von X. hatte keine. Da lieh ich Muttern durch meine jüngste Schwester erbitten, mir die zwanzig Pfennig für einige Tage vorauszubezahlen. Mit diesem Gelde erfüllte ich den bescheidenen Wunsch meiner Miriam. Sie hat es wohl schon lange vergessen und hat auch niemals erfahren, daß die Sache für mich so schwer war.

Aber dies alles hatte nun seine Zeit gehabt. An einem Montag, Ende August, erhielt ich diesen Brief von Miriam:

„Geliebter, heute ist wider alles Erwarten Papa allein nach Steinhart gekommen. Seine Miene verriet nichts Gutes, und ich erriet sofort, daß er dieses mitbringen kommt.

Mein Bruder, vorsichtiglich aufgeregt durch den Traum, hat der Verfolgung nicht widerstehen können, einen Verrat auszuüben. Mein Vater alle weiß so ziemlich alles, verlangt, wie die ganze Familie, daß ich von Dir lasse, und ist besonders empört darüber, daß Du mich vor Tanzen abhalten willst. Denn auch das hat er erfahren.

Mein Geliebter, denke daran, was ich dir Wonnen alles über mich gekommen ist! Mutter verloren, Schwester verloren, Bruder verloren. Jeden Zusammenhang dann, Tagen, Tagen über ich nur Verzweifel und Tränen. Nun kann ich nicht mehr.

Ich kommt wieder auf das Tanzen. Das ist alles durch das Mißtrauen meines Vaters entstanden. Ich muß tanzen.

Ich weiß, daß Du diese Mitteilung nicht freudig [illegible]. Verlassen wirst du mich, wenn es Dir zu weite tut! Auch Du, Armer, mich mißtrauen die Liebe Deiner Familie verlieren, und diese Liebe unsere vielleicht nicht mehr weniger als die meine. Ich habe alles gelitten, wie es nur Dich so [illegible] einsam geworden ist in diesen [illegible] Monaten. Aber auch das [illegible] meinetwegen.

Wieder armer Geliebter, wenn Du glaubst, mich wegen des Tanzens verlassen zu müssen — so tue es! Ich habe zuviel Unglück über Dich gebracht, also trete Dich mit dem Gedanken, daß Dir durch eine Trennung weiteres Leid erspart wird. Ich bin als Dein Unterm in Dein Leben getreten.

Wissst Du Dich aber zufrieden geben mit dem, was nun einmal geschehen muß, so komme zurück in meine Arme, die Dir stets geöffnet bleiben.

Armes Herz, leb wohl!

Unter Tränen

Deine Miriam."

Ich schrie laut auf vor Schmerz.

„Ich verstehe," sagte ich mir nach einer langen Weile besinnungslosen Leidens, „ich verstehe wohl, es handelt sich gar nicht mehr ums Tanzen. Miriam liebt mich nicht mehr, das ist's. Die anderen haben gesiegt, sie hat sich ergeben."

Ich starrte düster vor mich hin; ich glaubte zu ersticken vor Herzeleid; und ich sah ein, daß ich es nicht überleben könne.

Als ich meinen Entschluß gefaßt hatte, hörte ich auf, zu stöhnen. „Es ist alles sehr natürlich," murmelte ich. „Ich verdiene es gar nicht anders. Sie haben ganz recht, daß sie mir Miriam nicht lassen. Denn ich bin ein unkultivierter Mensch ... bloß bei Shakespeare und bei den Bauern geht es schnell — die Städter, die Kulturmenschen ziehen die Sache in die Länge — das hätte ich wissen sollen! Der Kulturmensch beherrscht sich ... zwischen hinein ist er mit Kellnerinnen zufrieden, dann wartet er leicht — — bis es Zeit ist. Aber ich! ich habe ganz einfach im Tempo gefehlt ... Das heißt, warum erniedrige ich mich, warum will ich nie verstehen, daß alles eine Spekulation gewesen sei? — — Ich kann es nie wohl denken, ich habe ein wenig Furcht vor dem Tode — ich will mich trösten, es war nur eine verfehlte Spekulation, ich kann weiterleben — — aber die Ausflucht gilt nicht — ich habe gelogt und nicht im geringsten spekuliert — ich brauche mich nicht zu erniedrigen ... Im Gegenteil, erhöhen werde ich mich selbst ... mit Hilfe eines Pakets in der Wand und eines Strickes, weil ich es nicht anders fertig bringe ... — dann werde ich auch einmal die Sache vom vorneherein, vom höheren Standpunkte aus betrachten — danach habe ich mich ja schon längst gesehnt."

(Schluß folgt.)

Umschau

Museumswesen Der Rücktritt Tschudis. Der Berliner Tag vom Montag wird über die Affäre Tschudi noch folgendes geschrieben: Schon seit längerer Zeit hatte Herr v. Tschudi Schwierigkeiten bei der Erwerbung von Bildern. Mehrere Bilder sind ihm abgeschlagen worden. In letzter Zeit der Spreizgänger von Max Klinger, ebenso ein Bild von Böcklin. Tschudi konnte nicht selbständig über den Ankauf bestimmen, er konnte nur Vorschläge machen. Besonders Schwierigkeiten erfuhr er, wie bereits gemeldet, beim Ankauf der französischen Bilder. In letzter Stunde waren ihm, nachdem derselbe die Sache prinzipiell genehmigt war, Entscheidungen gemacht worden. Dabei hat er das Geld für die französischen Bilder lediglich von Privatmännern empfangen, von den Herren Frisch, Hellmann und anderen. Nun scheint die Ansicht, daß diese Herren, die für die Nationalgalerie die französischen und andere gute Bilder erworben haben, ihr Geld lediglich für ein zweckmäßiges Kunstinstitut, das unabhängig von der Nationalgalerie geschaffen werden soll, verwenden wollen. Die Stadt Berlin will selbst ein besonderes Institut gründen.

Literatur Gabriele Reuter, die vielen Frau, die [illegible] durch die Welt [illegible] [illegible] [illegible]